

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 11

Artikel: Die Stellung des Dichters : ein Gespräch
Autor: Brentano, Bernard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stellung des Dichters

Ein Gespräch.

Von Bernard von Brentano

Doktor: War Goethe eigentlich patriotisch oder war er es nicht?

Dichter: Ueber diese Frage stritten sich schon zu Lebzeiten Goethes zwei Parteien, von denen die eine behauptete, der grosse Mann lasse es an aufrichtigen Gefühlen für sein Vaterland fehlen, während die andere solche Bemängelungen zurückwies und mit Goethes Gesinnung recht zufrieden war.

Doktor: Was geht aus seinen Werken und Aufzeichnungen hervor?

Dichter: Alles.

Doktor: Und was überwiegt?

Dichter: Nichts. Aber vergessen Sie nicht, dass Goethe auf eine dem gemeinen Verstand unbegreifliche Weise gross, reich und vielfältig ist; ohne sich lächerlich zu machen, konnte es einer der besten Köpfe unter den neueren französischen Schriftstellern wagen, die gesamte französische Literatur auf der einen, Goethe auf der andern Seite miteinander zu vergleichen.

Doktor: Was halten Sie von dem Goethe, den uns Thomas Mann in seinem neusten Roman vorstellt?

Dichter: Man wird gut tun, hier nicht zu übersehen, dass es sich um einen Roman, um eine Dichtung handelt, und folglich der autobiographische Inhalt des Buches stärker sein dürfte als der historische. Uebrigens hat Mann schon manche Ansichten über Goethe geäussert. In seinem Bändchen „Friedrich und die grosse Koalition“ finden Sie die Bemerkung, Friedrich und Bismarck seien nicht weniger deutsch als Goethe, der sich übrigens nach einem starken, gefürchteten Vaterland sehr ausdrücklich gesehnt hat.

Doktor: Wenn man sich erinnert, dass Goethe als erster den Nachdruckern das Handwerk legte und für das Recht der Schriftsteller an den Einkünften aus ihren Werken kämpfte, überrascht Ihr Zitat nicht.

Dichter: Wie wirkte die Figur auf Sie, welche in Manns Roman unter dem Namen „Goethe“ auftritt?

Doktor: Der Dargestellte ist ein alter, etwas redseliger Herr, der ziemlich verbittert und einsam dahinlebt und mit Gott und

der Welt, besonders aber mit seinen lieben Landsleuten, ver-
teufelt unzufrieden ist.

Dichter: Es ist eine alte Mode vieler Historiker, die Dichter
als verfolgte Unglücksraben hinzustellen. Wenn Sie eine be-
liebige Biographie aufschlagen, lesen Sie eigentlich immer das
Gleiche: Die Nation wird auf die Anklagebank gesetzt, und
scharfe Reden oder spitze Bemerkungen versuchen ihr klar zu
machen, wie schändlich man die grossen Männer — im Grunde ge-
nommen — behandelt habe.

Doktor: War es anders?

Dichter: Anders und weniger einfach.

Doktor: Ich denke an Lessings Leben und kann nicht finden,
dass Sie Recht haben.

Dichter: Hüten wir uns, das Ausserordentliche auch für das Na-
türliche zu halten. Selbst die Tauben sind leidenschaftlich und
hacken mit ihren Flügeln; welche Zärtlichkeiten erwarten Sie da
vom Geschlecht der Menschen? Betrachten wir einmal die Stel-
lung des Dichters und nehmen wir uns grosse Beispiele vor. Wie
erging es Klopstock? Seine Vorfahren waren Pastoren und Ad-
vokaten, der Dichter des „Messias“ entstammte also dem guten,
gebildeten Bürgertum. Ursprünglich wohlhabend, verlor Klop-
stocks Vater viel Geld. Trotzdem erhielt der Sohn in Schul-
pforta eine vorzügliche Ausbildung. Man bestimmt ihn zum
Theologen, der Jüngling geht auch nach Jena, studiert ein wenig,
und schreibt die ersten Gesänge seines „Messias“. Als sie 1748
erscheinen, ist ihr vierundzwanzigjähriger Verfasser mit einem
Schlag ein berühmter Mann. Die jungen Literaten reissen sich
um ihn, aus Zürich ruft der grosse, alte Bodmer, aus Kopen-
hagen der Minister Graf Bernstorff. Auch seine Gedichte gehen
von Mund zu Mund — was durchaus bemerkenswert ist, wenn
man sich klar macht, wie kühn ihre Bilder, wie neuartig, ja
verblüffend die Form ihrer Verse für die Zeitgenossen gewesen
sind. Sie sehen also, lieber Doktor, die Nation war zur Stelle
und ihrem Dichter gewachsen. Nach dem Tode Christians von
Dänemark folgt Klopstock seinem Freund Bernstorff nach Ham-
burg; aber von da ab neigt sich die Kurve seines Lebens, die
anfangs so steil aufgestiegen war, und die einst so helle und
wärmende Flamme beginnt zu flackern.

Doktor: Sehen Sie!

Dichter: Lassen Sie mich zu Ende erzählen. Die Schuld, wenn wir dieses so einfache Wort gebrauchen dürfen, liegt bei Klopstock. Die Nation bleibt die gleiche, aber Klopstocks Kraft lässt nach. Der „Messias“ wird nur mühsam fertig geschrieben, und die späteren Gesänge erreichen in keiner Zeile mehr die Schönheit der ersten. Die Stücke, die Klopstock schreibt, sind voll von guter, auch vaterländischer Gesinnung, aber nicht aufführbar, bühenfremd. Trotzdem wird Klopstock keineswegs vergessen. 1774 ruft ihn der Markgraf von Baden zu sich und macht ihn zum Hofrat. Klopstocks Verleger Goeschen gibt seine Bücher in kostbaren Ausgaben heraus; ein Kreis von Freunden bleibt ihm treu. Aber inzwischen ist viel geschehen. Die ganze deutsche Klassik ist aufgestanden, Herder und Lessing und Schiller und Goethe arbeiten und veröffentlichen bereits.

Doktor: Sprechen wir von Lessing.

Dichter: Lessing, um fünf Jahre jünger als Klopstock, hatte eine schwere Jugend. Sein Vater, ein Pfarrer, besass eine sehr grosse Zahl von Kindern und eine ebenso grosse Last von Schulden. Noch als erwachsener Mann hatte Lessing an diesen leidigen Verpflichtungen zu schleppen, da er seiner Mutter helfen musste, die hartnäckigen Gläubiger zu befriedigen. 1755 kommt der junge Mann unbekannt und arm nach Berlin. Sieben Jahre später verlässt er die Hauptstadt als berühmter Schriftsteller, gefürchtet als Kritiker, bewundert als Dichter, von Freunden umgeben. Auch das nenne ich einen schönen, einen bemerkenswerten Aufstieg. Uebrigens ist es bei allen grossen Männern des 18. Jahrhunderts das Gleiche — wenn wir den einzigen Goethe ausnehmen. Lessing und Herder und Schiller haben eine schwere Jugend, aber frühe, grosse, weithinleuchtende Erfolge. Verschieden ist dann, wie die Einzelnen ihr Leben fortsetzen, nachdem sie zu Männern gereift sind.

Lessing hat erst spät, als sich sein Leben schon dem Ende zuzuneigen begann, einen Fürsten gefunden, der für ihn sorgte, und, wie ich gleich hinzufügen will, weder einen besonders Grossen, noch einen besonders Grossmütigen. Als er von Berlin fortging, folgte er eine Zeitlang dem General von Tauenzien, dem Freunde des Dichters Ewald von Kleist, nach Breslau, wo er glückliche Jahre hatte und seinem Götterkopf die entzückende „Minna von Barnhelm“ entsprang. 1760 geht ihm eine Sache

schief, auf die er fest gerechnet zu haben scheint. In Berlin stirbt der königliche Bibliothekar, und Lessing bewirbt sich um die freigewordene Stelle; aber der König zieht ihm einen Franzosen vor.

Doktor: Die Sache ist bekannt, und Friedrich hat für diesen Lapsus eine schlechte Note bei allen Historikern.

Dichter: Auch hier wird übertrieben und dem König Unrecht getan. Friedrich war nun einmal der Altersgenosse und Freund Voltaires, der Lessings Freund nicht war. Die beiden Dichter hatten sich wegen einer dummen Sache verzankt, und es ist nicht verwunderlich, dass der um 35 Jahre Jüngere und damals weniger Berühmte die Folgen zu spüren bekam.

Voltaire hatte in Berlin sein neues Buch, „Das Jahrhundert Ludwig XIV.“ vollendet, aber noch nicht veröffentlicht. Lessing hatte sich Kapitel daraus verschafft (was für seinen Ehrgeiz und Wissensdurst spricht), aber die Bogen weitergeliehen (was unvorsichtig war). Voltaire erfuhr von der Sache, als ihm die Gräfin Bentinck Vorwürfe machte, Hinz und Kunz kenne schon sein neues Werk, nur ihr werde es vorenthalten. Von 1740 nach 1751 zurückgesehen sieht die Sache klein und belanglos aus; für die Beteiligten war es eine Verstimmung, die damals die gleichen Folgen hatte, wie sie Verstimmungen unter Menschen auch heute noch haben ... (Verzeihen Sie, wenn ich in Klammern hinzufüge: Die Konsequenzen sind unser Schicksal.)

Aus der Berliner Stellung war also nichts geworden; Lessing, von jeher ein unruhiger Adler, spähte in die Runde und ging nach Hamburg, wo er seine Dramaturgie schrieb.

Doktor: Deutschland war gross und städtereich.

Dichter: Und ist es noch! In Hamburg war Lessing nicht glücklich — ich meine, hier liess er sich zu Fehlern hinreissen. Seine Dramaturgie ist in grossen Teilen ein köstliches Werk und enthält Abschnitte, von denen man sagen kann, sie werden in abermals zweihundert Jahren so frisch und keck und tief geblieben sein wie sie heute noch sind. In der Hauptforderung aber, in der Tendenz, die ihr Verfasser mit mehr Leidenschaft als Uebersetzung aufstellte, war sie verfehlt, und ich lobe den unbestechlichen Nadler, weil er den Irrtum Lessings respektvoll aber gleichmütig festgestellt hat. Lessings Ziel war „die grosse Nationalbühne der Deutschen“. Und hierzu bemerkt Nadler —

erlauben Sie, wir finden die Stelle im 2. Band seiner Literaturgeschichte ... hier ist sie: „Unheilvoll erwies sich der Hamburgischen Dramaturgie Lessings geschichtliche Blindheit. Eine deutsche Volksbühne schaffen wollen, ohne etwas von der grossen Bühnenvergangenheit der Bayern zu wissen, ja selbst mit vornehmer Missachtung der Theatergeschichte Hamburgs, wo doch diese Bühne werden sollte, das war freilich hoffnungslose Kühnheit. So schloss er 1769 die „Dramaturgie“, und alles brach zusammen. Mit der ihm eigenen Schärfe war Lessing gleich mit einer Anklage und einer Entschuldigung zur Hand. Das Nationaltheater hätte scheitern müssen, weil „wir noch keine Nation sind“. Aber der Deutsche hatte doch sein „Nationalgefühl“ und die deutsche Dichtung ihren eigentlichen Lebensinhalt. Weil ein ungeheurer Kraftverbrauch schöpferische und begabte Dramatiker vor der Zeit verzehrt hatte, weil es noch keine Stücke für einen Spielplan gab, weil Kaufleute, wenn sie Schauspielerinnen lieben, noch keine Bühnenschöpfer sind, weil Lessing keine Kenntnis genommen hatte von den verschiedenen landschaftlichen Bedingnissen für eine Bühne ... darum scheiterte das Unternehmen. Aber es war urteilslos, vielleicht unaufrichtig, den Mangel eines staatlichen Einheitsvolkes statt die Unfähigkeit und Unkenntnis der Gründer verantwortlich zu machen. Welche höhere Gewalt zwang denn die deutschen Stämme, in der Hamburger Bühne ihr Nationaltheater zu sehen? Etwa Seyler, Löwen? (dortige Schauspieler). In Wien bot man Lessing die Stelle eines Theaterdichters mit 3000 Gulden an. Aber entmutigt ging er 1770 als Büchereiwart nach Wolfenbüttel.“

Doktor: Das Wort unaufrichtig ist scharf.

Dichter: Das räume ich ein. Aber die leidige Art, Anderen schuld zu geben, wenn man selber was Dummes gemacht hat, ist unerträglich, oder meinetwegen langweilig. Jedenfalls führt sie zu nichts — wie eine Treppe, die in der Luft hängt.

Doktor: Warum ging Lessing nicht nach Wien?

Dichter: Kritisieren heisst vergleichen; und so wollen wir, ehe ich Ihre Frage beantworte, zunächst einmal betrachten, wie es Schriftstellern in andern Ländern erging, besonders in Frankreich, das Deutschland am nächsten verwandt ist.

Corneille, dieser Kant des französischen Theaters, wie ihn Jules Lemaître einmal genannt hat, kam aus der Provinz, wo

er Rechtsanwalt war, nach Paris. Seine ersten Stücke gingen ziemlich unbeachtet vorüber, die folgenden drei Lustspiele gefielen ein wenig, aber der Erfolg kam erst mit dem „Cid“. Doch mit dem Erfolg traten auch Neid und Missgunst auf. Man beschuldigte Corneille, sein Stück einem spanischen Autor abgeschrieben zu haben, eine Flut von Schmähschriften ergoss sich über den Autor, der sich dazu hinreissen liess, zu antworten, und schliesslich griff sogar die Akademie ein, welche den ängstlichen Urteilsspruch fällte, das Stück selber enthalte Schönheiten, aber der Stoff sei ungeeignet für die strenge Regelmässigkeit der klassischen Tragödie. Nach weiteren Erfolgen hat er 1652 mit „Pertharite“ wieder einen Misserfolg, und zieht sich für sieben Jahre von der Bühne zurück. 1659 erkämpft er sich auf's Neue seinen Platz mit „Oedipus“, kann ihn aber wieder nicht halten, und stirbt arm und einsam in seiner Heimat. Ein Geldgeschenk des Königs, dem man von Corneilles elenden Verhältnissen erzählt hat, kommt zu spät.

Racine ist weltklüger als Corneille. Er beginnt seine Laufbahn mit einem Gedicht auf die Hochzeit des Königs, und Molière spielt mit seiner Truppe die ersten Stücke Racines. Der Erfolg ist gross. Racine kommt in die Akademie, der König wird sein Freund, das Publikum liebt ihn. Aber er hat drei Feinde, seinen überaus schwierigen Charakter, seine alten Freunde von Port Royal, für die ein Theaterdichter ein Teufel und Volksvergifter ist, und schliesslich eine Clique am Hof. Sie kennen die Geschichte von der Gegen-Phaedra, welche die Herzogin von Bouillon schreiben und aufführen lässt, und welche das Publikum dem Meisterwerk Racines vorzieht. Racine kehrt der Bühne den Rücken und lebt als Geschichtsschreiber und Vorleser des Königs. Er versöhnt, ja er unterwirft sich Port Royal, und die Verdammung seiner eigenen Kunst geht so weit, dass er als alter Mann das Manuskript seiner sämtlichen Werke, an deren Verbesserung er lange gearbeitet hatte, ins Feuer wirft.

Auch er kehrt noch einmal zur Arbeit zurück, um seine religiösen Stücke zu schreiben. Aber eine Verstimmung des Königs scheint ihn tödlich getroffen zu haben. Er vermag sie nicht zu überleben.

Und endlich Molière. Erste Versuche in Paris scheitern, und Molière geht in die Provinz, um dort zu lernen, Geld zu ver-

dienen und die Eroberung von Paris vorzubereiten. Sie gelingt auch. Seine grossen Komödien erobern ihm die Gunst seiner Freunde, aber auch den Hass seiner Feinde, die ihn beschuldigen, seine Tochter geheiratet zu haben. Aber das ist nur das Persönliche — lesen Sie gelegentlich einmal wieder die Vorreden, die Molière für seine Stücke geschrieben hat, um zu erkennen, wie tief sich dieser grosse Mann demütigen musste. Die härtesten Kämpfe trägt ihm sein „Tartuffe“ ein, von dem noch Napoleon I. erklärt hat, er würde die Aufführung des Stückes niemals gestattet haben. Der Erzbischof von Paris gesellt sich zu Molières Feinden, und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, ist es gleich die ganze Religion, die ganze Christenheit, ja die ganze Welt, welche man durch eine Aufführung dieses Lustspiels bedroht sieht.

Es waren harte, grausame Kämpfe, die Molière zu bestehen hatte, bis er früh ans Sterben kam. Und hier ging es ihm wie später Voltaire. Man verweigerte ihm das christliche Begräbnis.

Doktor: Sie entwerfen ein trübes Bild von der Welt ...

Dichter: Das ist meine Absicht nicht, und wir sind noch nicht am Ende. Zu jener Zeit konnte ein Schriftsteller noch nicht von seinen Honoraren leben; er war also gezwungen, sich nach der Gunst der Mächtigen umzusehen, um entweder ein Einkommen oder eine Stellung zu erhalten. Alle haben es so gehalten; Lessing lebte in Wolfenbüttel, Wieland, Goethe, Herder und Schiller in Weimar von der Gunst des Herzogs, wie Racine in Paris von der Gnade Ludwig XIV. Molière bildet hier — und in seinen späteren Jahren — eine Ausnahme, weil die Dramatiker, zumal wenn sie noch Schauspieler waren, feste Einkünfte hatten. Auch Schiller hat am Ende seines Lebens mit seinen Stücken Geld verdient.

Trotzdem besteht ein beträchtlicher und folgenreicher Unterschied zwischen der Stellung der deutschen und der französischen Dichter. Die Franzosen standen unten, sozial gesehen, die Deutschen oben. Was heisst das?

Die französischen Schriftsteller waren, wenn ich so sagen darf, erhabene Spassmacher, Unterhalter des Königs, des Hofes und des gebildeten Bürgertums. Sie standen in Diensten — wie ein

Privatsekretär in Diensten eines Ministers steht, in Gunst, in Gnade, in Sympathie. Bei den Deutschen war es umgekehrt. Hier haben es die Klopstock und Herder und selbst der gescheite Schiller als eine Gnade und Gunst für die Fürsten aufgefasst, dass sie ihnen dienten, oder richtiger gesagt, eine Stellung an ihren Höfen einnahmen. In Frankreich ging der Dichter mit dem König; für Racine war die Gunst Ludwig XIV. ein Bestandteil seines Lebens, wie die Luft für seine Lungen, und er starb, als ihm der König zürnte; Schiller forderte: Drum soll der Sänger mit dem König gehen, Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Ich sprach von erhabenen Spassmachern und wollte damit sagen: auch die Racine und Molière wussten, was sie wert waren, dass sie grosse Männer, einzigartige Künstler gewesen sind. Je sais ce que je vaux et crois ce qu'on m'en dit, schrieb Corneille. Jedoch daraus eine Forderung, eine soziale, an den König abzuleiten, ihre Stellung jenseits ihrer privaten Beziehungen zu dem Monarchen für eine des Dichters schlechthin selbstverständliche zu halten, welche dem Rang des schöpferischen Genius entspricht, seiner Würde zukommt, und diese als dem Monarchen ebenbürtig ansieht — das wäre keinem von ihnen eingefallen. „Ich glaube nicht“, schreibt Descartes aus Holland an einen Freund nach Paris, „dass die Gedanken des Kardinals Richelieu sich bis zu einem Menschen meiner Art herablassen“.

Im Gegensatz dazu lautet die Widmung, welche Klopstock in die erste Ausgabe seiner „Oden“ drucken lässt: „An Bernstorff“. *Doktor*: Das ist erstaunlich; aber ich gebe zu bedenken, dass Bernstorff nur ein kleiner Minister eines kleinen Landes und kein Richelieu war.

Dichter: Das ändert nichts an der grundsätzlichen Haltung. Von unten gesehen war Bernstorff so gut Minister wie der französische Kardinal und seine Macht, mindestens für Klopstock Regen und Sonnenschein machen zu können, war nicht geringer. Ausserdem lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache, dass Klopstock in seiner Widmung sogar die persönlichen Titel des Ministers weglässt. Das hat Gründe, und über diese wollen wir weiter forschen.

Ich weiss es wohl, die Grössenverhältnisse waren verschieden; die Regenten von Bückeburg, bei denen Herder seine Laufbahn

begann, von Wolfenbüttel, bei denen Lessing seine Karriere endete, und der Herzog von Weimar dazu, waren Duodezfürsten: aber wer war der Graf von Rohan, der Voltaire durch seine Lakaien eine Tracht Prügel verabreichen liess? Und fiel es etwa dem Herzog von Sully ein, in dessen Haus diese Untat geschah, Voltaire zu verteidigen? Er dachte gar nicht daran.

Als Voltaire den Schaden hatte, brauchte er für den Spott nicht zu sorgen. Wo kämen wir hin, wenn die Dichter keine Rücken hätten? rief der Fürst von Conti, als man ihm die Geschichte von der Abreitung erzählte, die Voltaire empfangen hatte.

Der Verfasser des „Candide“ war reizbar und selbstbewusst und sann auf Rache für den Schimpf, den man ihm angetan hatte; aber hier griff der Staat, die Polizei, ein, welche Rohan beschützte, und die Sache endete damit, dass Voltaire ins Exil ging, in dem er fortan sein Leben verbringen sollte.

Indessen war die Erfahrung nicht neu, die Voltaire hier machte; das Exil, die Kriegserklärung des Staates an eine einzelne Person, ist eine Möglichkeit (und eine Gefahr), welche überhaupt am Anfang der neueren französischen Literatur steht. Ich habe Ihnen vorhin schon eine Aeusserung von Descartes zitiert — es hiesse viel übersehen, wollte man nicht beachten, dass Descartes sein ganzes Leben nicht nur fern von Paris, sondern auch ausserhalb der Grenzen Frankreichs verbracht hat. Er war ein Philosoph, er liebte und brauchte die Ruhe, aber dieses Bedürfnis allein, so stark es gewesen sein mag, erklärt die freiwillige Verbannung noch nicht, die sich Descartes auferlegte. Er fürchtete „die Fesseln des Hofes“; er fürchtete mehr. Als er 1648 das letzte Mal in Paris weilte, beobachtete er, wie man dort die Barrikaden errichtete, auf denen der Bürgerkrieg der Fronde begann. Jedoch der Absolutismus der französischen Monarchie war im Begriff, sich zu vollenden; die schimmernde Gewalt der königlichen Macht schlug alle zu Boden, welche sich noch der Rechte und Freiheiten der Väter erinnerten und nach ihrer Erhaltung verlangten. Mit einem Wort: in Paris wurde ernst gespielt; hier ging es um Politik, und das heisst um Kopf und Kragen. „Ich sehe in Paris so viele Leute“, schreibt Descartes an Chanut, „die sich in ihren Meinungen und Berechnungen täuschen, dass mir die Illusion hier epide-

misch zu sein scheint." Dieser Satz zeichnet eine politisierende und politisierte Stadt.

In Deutschland war von dem keine Rede. Aber wir müssen behutsam vorgehen, wenn wir so Verschiedenes miteinander vergleichen.

Doktor: Vergessen Sie über den Staaten die Menschen nicht, aus denen sie bestehen.

Dichter: Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund. Kennen Sie die schöne Stelle über die persönliche Freiheit, welche Goethe zu Eckermann gesagt hat? Ich will sie rasch vorlesen. «Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen, was er von den Deutschen sagt. „Die Germanen“, sagt er, „brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war“. Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? — Die Reformation kam aus dieser Quelle, wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheites wie Dummes. Auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und dass jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, so wie die Absonderung und Verisolierung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt, alles kommt daher. Franzosen und Engländer halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Uebereinstimmendes. Sie fürchten, voneinander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu tun; er fragt nicht nach dem andern, denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.»

Viel Absurdes und viel Vortreffliches — hieran wollen wir anknüpfen und fortfahren. Als Racine eines Tages bei Frau von Maintenon über die innenpolitischen Zustände Frankreichs klagte, wurde der König, als er davon erfuhr, sehr böse. Was glaubt dieser Mensch? fragte er; meint er alles zu wissen, weil

er glänzende Verse zu machen versteht? Und will er Minister werden, weil er ein grosser Dichter ist?

Der schneidende, abschneidende Zorn dieser Aeusserung ist interessant, aber ich möchte auch noch die kluge Bemerkung anführen, welche der Pariser Romancier Mauriac zu dieser Stelle macht: „Frankreich“, schreibt er, „brauchte nicht mehr lange zu warten, bis es die Weisheit dieser Worte am eigenen Leib zu spüren bekam; die Zeit war nahe, da Rousseau geboren werden sollte.“

Und nun kehren wir nach Deutschland zurück. Sie hatten mich gefragt, weshalb Lessing nicht nach Wien ging, wo man ihm eine glänzende und glänzend dotierte Stelle als Theaterdichter angeboten hatte. Die Antwort lautet: Die Sache passt ihm nicht. Das eine Mal wollte er sich nicht binden, das andere Mal waren ihm die Wiener nicht höflich genug. Dabei fragte Wien 1771 wieder an, und 1775 wurde er in der zweiten Hauptstadt des Deutschen Reiches (wie Goethe Berlin und Wien genannt hat) von Kaiser, Adel und Gelehrten mit höchster Auszeichnung empfangen. Ich gebe zu, Wien war ein schwieriges Pflaster — darüber wird vielleicht noch zu reden sein — aber war es glücklich für Lessing und für uns, seine Leser, dass der grosse Mann so ganz tun und lassen konnte, was er wollte? Dass kein allgemeiner Zwang, kein gesellschaftlicher, seine Schritte lenkte? Ich bezweifle es, und ich denke, Mit- und Nachwelt hätten mehr von einem Lessing gehabt, der zu Wien Stücke geschrieben haben würde, als von dem zornig-vergrabenen Bibliothekar zu Wolfenbüttel, der sich mit obskuren Pastoren zankte. Steinigen Sie mich nicht: Ein Uebermass an Freiheit kann den Charakter von Wüsten, von Steppen annehmen, in denen sich der Mensch verliert.

Die Siege Friedrich des Grossen haben grosse Wirkung getan, „er wog uns hinauf“, schreibt Frau von Varnhagen; in allen deutschen Ländern entstand ein vaterländisch-selbstbewusstes, auch frisches, neues und politisches Gefühl, dem sich die Schriftsteller nicht entziehen konnten. Von der späteren Politik aber finde ich sie nirgends berührt. So wichtige Ereignisse wie den deutschen Fürstenbund von 1785, so folgenschwere Begebenheiten wie den Nuntiaturstreit und die Emser Punktation, finde ich nirgends erwähnt. Hier musste erst das Erdbeben der Fran-

zösischen Revolution eintreten, das denn nun auch die Schriftsteller wieder in Wallung brachte, und eine Fülle der merkwürdigsten Aeusserungen der allgemeinen Vereinzelung (Verisolierung sagt Goethe) hören liess. Allen voran marschierte der alte Klopstock. 1790 stellte er in wilden Schriften den hilflosen, übrigens mehr kraftlosen als dummen Ludwig XVI., über Friedrich von Preussen, und begrüßte „den kühnen Reichstag Galliens“. 1792 ging er noch weiter und forderte den Herzog von Braunschweig auf, das Kommando des Krieges mit Frankreich niederzulegen. Dass die Gironde und Ludwig XVI. am 20. April 1792 Oesterreich und Preussen den Krieg erklärt hatten und die französischen Armeen im Anmarsch waren, scheint ihm entgangen zu sein. Was sollte die Nation mit so absurden Vorschlägen anfangen? Und irre ich mich, wenn ich frage: Wenn man ungestraft alles sagen darf, was einem in den Sinn kommt, werden die Worte zu tönenden Schellen, und wenn die Unfreiheit ihre Kerker hat, so hat die Freiheit ihre luftleeren Räume. Es wird mir sauer, aber ich kann Ludwig XIV. nicht unrecht geben. —

Uebrigens war Klopstock nicht der einzige, der von der Französischen Revolution berührt wurde. Im Gegenteil: Alle beschäftigten sich mit ihr, aber auf die gleiche Weise, nämlich persönlich. Wenn Sie unter der Lupe betrachten, was Herder und Goethe, und selbst der kluge, ehrgeizige, auf seinen Weg bedachte Schiller zu den Pariser Ereignissen gesagt haben, finden Sie, dass jeder von diesen Männern sagt: Ich und die Revolution.

Doktor: In der Tat, eine sonderbare Bezugnahme.

Dichter: Nicht wahr? Ein politisches Ereignis, welches die gesellschaftliche Struktur eines mächtigen Volkes umwälzt, wird nicht politisch und im Allgemeinen betrachtet, sondern privat. Keiner, weder Herder noch Goethe, fragte: was wird die Folge für unser Land sein? sondern jeder reagierte rein persönlich: was wird die Folge für mich sein?

Der Mathematiker braucht so gut Phantasie wie der Staatsmann und der Dichter. Ein Mensch, der sich nichts vorstellen kann, vermag auch nichts hervorzubringen; denn das Vorstellen ist an sich schon ein Hervorbringen, wenn auch erst gleichsam im Mutterleib und noch nicht auf die Welt. Aber seine besondere Art von Phantasie macht den Dichter besonders ungeeignet zum

Politiker. Man sollte — trotz der Erfahrungen Platos — das Gegenteil annehmen; ein Mann, der den Antonio im „Tasso“ gesehen, die Dialoge im „Egmont“ geschrieben hat, sollte nicht regieren können? Ich bezweifle es und schliesse daraus, dass es ein Irrtum ist, wenn man die Aeusserungen bedeutender Dichter schlechthin mit dem Gewicht ihrer Taten und Werke belastet; nur die Werke grosser Männer sind gross; ihre Briefe, ihre Stosseufzer, ja gerade diese Bruchstücke zusammenhangloser Visionen müssen es noch lange nicht sein — und wenn sie von Goethe sind.

Doktor: Das muss ich bejahen, obwohl es mir nicht leicht fällt.

Dichter: Bejahen Sie es nicht zu früh. Sie könnten sonst in den Fall kommen, den ganzen deutschen Charakter hinwegzubejahen. Sie wissen, Deutschland ist das Stammland des Protestantismus, der die Vermittlerrolle der Kirche abschaffte oder mindestens sehr stark einschränkte, und der es nicht lassen konnte, den Menschen in eine direkte Beziehung zu Gott zu setzen. Diese direkte Beziehung zwischen dem Einzelnen und der Weltgeschichte liegt auch bei den genannten Dichtern vor.

Sie kann zur Karrikatur werden und eine allgemeine Verwirrung zur Folge haben ...

Doktor: Hier bin ich auf meinem Feld! Dieser Zustand trat in den Zeiten der Weimarer Republik ein, als jedermann, ob Bauer oder Arbeiter, Beamter oder Fabrikant, seine eigene Innen- und Aussenpolitik im Kopfe trug, und eine allgemeine Uebereinstimmung höchstens im Negativen herrschte, in der Verdammung alles dessen, was geschah. Demokratisch war das nicht, und am wenigsten westlich-demokratisch, wie man heute sagt. Denn sowohl in Frankreich wie in England wurde zu jener Zeit die Politik von einer verhältnismässig kleinen Gruppe von Politikern besorgt, die sich zwar einerseits aus dem Volke ergänzte, andererseits den Vertretern des Volkes in der Kammer Rede und Antwort stand, im Ganzen aber doch das Volk durchaus führte.

Da also, in dieser eigensinnigen Besser- und Alleswisserei, die Jeder wie einen Schatz hütete, (und um keinen Preis hergab, weshalb denn auch kein politisches Geschäft zustandekam) da, wie gesagt, trat das Absurde hervor.

Dichter: Aber auch das Vortreffliche wächst aus der gleichen Wurzel. Die deutsche Klassik bestand nicht nur aus reinen Dichtern;

Herder war Historiker, Naturforscher, Philosoph, Uebersetzer und Dichter zugleich. Bedenken Sie nun, versuchen Sie nachzuempfinden, was dieser so umfassende wie tiefe Geist an den Kanten der kleinen Verhältnisse leiden musste, die seine Existenz begrenzten, und doppelt noch, da sein Charakter schwierig war. Ja mehr noch: Herder war (wie Nadler als erster erkannt hat) zwanzig Jahre vor Ausbruch des französischen Umsturzes, der Entdecker des Volkes als des Erzeugers und Trägers alles Gesellschaftslebens. Er sah als erster den Wert des Ursprünglichen vor dem Entwickelten, entdeckte die Mundart als die Quelle, die Amme der Sprache, den Wert des Volksliedes — kein Wunder also, dass ein Kopf, der solche Gedanken erzeugte und von solchen Visionen erleuchtet wurde, in Gegensatz zu seiner Umwelt geriet; und das heisst zu Goethe, der sein bester Freund gewesen war, und zum Hofe, in dessen Diensten er stand.

Goethe wurde leicht nervös, wenn man das Wort Volk aussprach, und war geneigt, Volk mit Pöbel zu verwechseln. „Ich bin kein Freund des revolutionären Pöbels“, sagte er 1825 zu Eckermann, „der auf Raubmord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund Ludwig XV. bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu die Ursache geben.“ Das klingt wie Metternich.

Schwieriger noch als zu Goethe war Herders Verhältnis zum Hofe, der, da er nun einmal ein Hof war, auch fürstlich, dynastisch und höfisch dachte. So war Herder sehr unzufrieden, aber wenn er auch gelegentlich wie ein Jakobiner redete, so war er doch nichts weniger als ein Umstürzler, und weshalb hätte er es auch sein sollen? Als er 1780 seine Schrift veröffentlichte: „Vom Einfluss der Regierungen auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierungen“, trug ihm ihr Lob der Freiheit und der Demokratie nicht die Verbannung ein, sondern — den Preis der Königlichen Akademie von Berlin. Sogar auf der Kanzel konnte er seinem Herzen Luft machen und auf die Könige schelten. Die re-

gierende Herzogin von Weimar wurde davon verletzt und klagte in Briefen an ihre Freundin, Charlotte von Stein, über die sonderbaren Predigten, die Herder vortrage. Er anerkenne zwar die Notwendigkeit eines Unterschiedes der Stände auf der Welt, aber er werfe den Personen eines höheren Ranges eine Menge angeborener Vorurteile vor, von denen sie sich nur mit Mühe frei machen könnten.

Wie soll man es nennen: Stolz, Hochmut oder Naivität, dass Herder über diesen Gegensatz der Meinungen schmerzlich berührt war und sich bei seinem Freunde Knebel beklagte, die regierende Herzogin von Weimar sei gegen das revolutionäre Frankreich eingenommen?

Doktor: Ich muss Ihnen widersprechen. Mir gefällt das Unbedingte dieser Haltung, welche mir Guizots schöne Bemerkung verdeutlicht und im Bilde eines Mannes vor Augen stellt.

Dichter: Man ist nicht gross und ungefährlich; aber ich bin dafür, Herders Haltung nur in Grenzen nachzuahmen. Ich kenne den Genuss, den spielerischen, die Wahrheit an sich zu sagen, und unbekümmert um das Ohr, in das die Worte eingehen. Ich schätze ihn nicht mehr. Um so sprechen zu dürfen wie Herder, muss man neunzig Jahre alt sein. Dieser Freimut ist der Trost der Trostlosen, die keine Erfahrungen mehr machen können. —

In einem andern Brief beklagt sich die Herzogin, dass Herder in seiner Kirche nicht mehr für die königliche Familie von Frankreich beten lasse. Trotzdem wurde sein Gehalt erhöht.

Kann man mehr Freiheit haben? Oder nennen Sie das eine schlechte Behandlung? Und hatte Schiller weniger? 1781 waren seine „Räuber“ erschienen, 82 „Fiesco“, 83 „Kabale und Liebe“, 87 „Don Carlos“ und 89 wurde der Verfasser dieser revolutionären Stücke herzoglicher Professor in Jena.

Uebrigens muss man Herder Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von allen Grossen Weimars war er der einzige, der sich schliesslich zu einem höheren politischen Standpunkt emporarbeitete. Er sah bald ein, dass mit einer Nachahmung fremder Ereignisse und allgemeiner Umstürzerei noch wenig getan sei, wenn nicht das ganze Land in neue Form gebracht werde. „Selbstverteidigung ist die Wurzel alles menschlichen und Nationalwertes. Ein Volk, das sich selbst nicht schätzt, wie sollten andere es schätzen können, um auch von ihm geschätzt zu wer-

den? Eine Nation, die sich nicht selbst verteidigen mag, wird bald, wie das wehrlose Italien, ein Spott und Spiel aller Nationen."

Doktor: An politischem Verstand überragt er Goethe, von Klopstock ganz zu schweigen.

Dichter: Ganz recht! Man muss eben die politischen Aeusserungen, besonders die Aeusserungen Goethes, nicht so direkt zu begreifen versuchen, wie sie sich gedruckt darbieten. Der wirkliche Grund mancher Misstimmungen dieser Männer lag tiefer: Sie verlangten nach Ruhm, nach Anerkennung, nach Liebe und — um die unmöglichste Forderung dieser grossen und leidenschaftlichen Herzen an den Schluss zu stellen — nach Folgsamkeit: die Nation sollte tun, was ihr, in des Wortes wörtlichstem Sinn, vorgeschrieben ward. (Denken Sie bloss an Lessing in Hamburg).

In ihrer Jugend hatten sie alle Ruhm und Anerkennung gehabt; mit der Zeit liess das nach — ausser bei Schiller. Denn Goethe wie Herder produzierten in grossen Zeitabständen und schwierige Werke. Schiller betrachtete sein Publikum und bediente es. Jahr für Jahr gab er ihm ein neues Stück, kräftig, vorzüglich, wirksam; so wurde ihm zugejubelt; Goethe aber diente nicht so sehr der Nation, als dass er sie beschenkte. Auf dem riesigen Weg seines Lebens gleicht er einem Wanderer, der ab und zu stehen bleibt und seinen Freunden etwas mitteilt. Diese Mitteilungen heissen dann „Iphigenie“ oder „Tasso“ oder die „Wahlverwandtschaften“. Der Mann, der die Verse geschrieben hat:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen

Nicht in Aeonen untergehn ...

wusste, was er wert war; trotzdem würde er wohl ein erstauntes Gesicht machen, wenn er heute noch einmal auf die Erde herabstiege und sehen könnte, wie berühmt er inzwischen geworden ist. Ich vermute sogar, er würde über unser wiederkäuendes Jahrhundert lächeln. Zu Lebzeiten aber konnte er sich gelegentlich gehörig ärgern.

Zeitgenossen sind schwieriger als Nachfahren. „Wer den Undank nicht ertragen kann“, schrieb der Zürcher Salomon Hirzel in seinem Drama „Junius Brutus“, „der unterstehe sich nicht, dem Vaterlande zu dienen; denn man dient der Menge, und

diese ist unbeständig." Obendrein war das Verlangen nach Liebe, so begreiflich es ist, schwierig, wo es, wie in Deutschland, an die grosse, weithin zerstreute Masse der Leser gerichtet wurde, und nicht, wie im Frankreich Racines, von einem einzigen Manne, dem König, erhofft wurde. Diesen konnte man anreden, und wie schmeichelte der grosse Franzose seinem Herrn: „Alle Worte unserer Sprache, ja sogar alle Silben, scheinen uns nur kostbar, weil wir sie als ebensoviele Instrumente betrachten, welche dem Ruhme unseres erhabenen Beschützers dienen."

Vergleichen Sie hiermit einmal die revolutionären Ratschläge, die Herder seiner Herzogin gab!

Und so wollen wir uns dem letzten Punkt dieser Betrachtung zuwenden. Als Goethe den Anfang der Mode machte, sich über seine Leser zu beklagen, geschah überhaupt ein merkwürdiger Umbruch in der europäischen Kunst. Bis dahin hatte man — zum Beispiel in der Malerei — die Werke zeitgenössischer Künstler höher bezahlt als die Produkte vergangener Epochen. Ein Tisch, den der grosse Schreiner Röntgen für einen Fürsten anfertigte, kostete mehr als ein Renaissancetisch. Eine Oper des grössten Meisters war nach wenigen Jahren veraltet. Dies begann anders zu werden, und genau im gleichen Verhältnis, in dem die alten Produkte im Preis stiegen und die neuen sanken, entstand ein Bruch zwischen Künstler und Publikum, und schliesslich die Opposition der Produzenten gegen ihr Publikum. Hier half sogar die beste Absicht nichts; ein Maler wie Manet hat es sein Leben lang nicht verstanden, warum seine Bilder nicht gefielen und nicht gekauft wurden.

Diesen Zustand, diese merkwürdige, noch unerforschte Spannung, hat der grimmige Teiresias des 19. Jahrhunderts, Nietzsche, zwar nicht erfasst aber gespürt. Wie kein anderes ist sein Werk mit Aeusserungen des Missmutes durchsetzt. Aber auch er hat sich getäuscht. Auch ihm ist der Ruhm geworden, nach dem er so sehnsüchtig verlangt hat, und das einzige, was vielleicht an dem Lorbeer nagt, der auf seinem Standbild ruht, ist eine gewisse Sorte von Aeusserungen, welche dem verblüfften Leser nicht nur einen unvermuteten Mangel an Selbstbeherrschung verraten, sondern überhaupt zu rasch, zu hastig, zu lieblos hingeschrieben worden sind.

Wie immer ich es mir zu begründen versuche und drehe

und wende, es bleibt mir rätselhaft, dass der Verfasser der sublimen Prosa der „Genealogie der Moral“ die Poesieprosa des „Zarathustra“ hat schreiben können. Liest man jedoch vieles von Nietzsche hintereinander, so sieht man, dass der Philosoph von Sils-Maria sehr oft das Opfer gereizter Kritiklosigkeit geworden ist. Hauptsächlich wenn er über literarische Misserfolge verstimmt und in seiner fürchterlichen Einsamkeit niedergeschlagen war, oder das ewige Hotelleben, das er sich aufgehalst hatte, gegen seine Nerven drückte, flossen ihm leichtfertige Behauptungen mühelos aus der Feder.

So bemerkt er an einer Stelle, wenn man von Goethes Schriften, namentlich von den Gesprächen mit Eckermann absehe, bleibe eigentlich von der deutschen Literatur nichts, das verdiente, immer wieder gelesen zu werden. Hätte er die Mühe nicht gescheut und sich das Vergnügen verschafft, die Charakteristiken und Kritiken der Brüder Schlegel zu lesen, und darin besonders A. W. Schlegels geistvollen Aufsatz über Poesie und Silbenmass, so würde diese Bekanntschaft vielleicht nicht nur ihn vor einer unhaltbaren Behauptung bewahrt haben, sondern auch uns vor dem Stil, in dem der „Zarathustra“ verfasst ist.

„Die sogenannte poetische Prosa“, schreibt Schlegel dort, „ist eine zweideutige Erfindung. Der Name weissagt nicht viel Gutes, und wenn man sich bei den Alten nach etwas Aehnlichem umsieht, so wird man unglücklicher Weise an die Romane der späteren Sophisten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetorische Anmassung oder eine Art von dichterischem Unvermögen eine solche Gattung erzeugt, die, indem sie die ausschliessenden Rechte der Poesie und Prosa vereinigen will, die echte Vollkommenheit beider verfehlt.“

Man kann nicht behutsam genug sein, zumal im Herabsetzen, im Kritisieren. Nietzsche hielt sich nicht nur für den besten Prosaisten seit Goethe, sondern auch für den einzigen. Aber wir glauben zu wissen, dass Schopenhauer ein ebenso guter Schriftsteller gewesen ist, ja, in der Fülle und der Ruhe des Vortrages seiner Essays Nietzsche gelegentlich übertrifft. Und was soll man von der Prosa eines Zeitgenossen von Nietzsche sagen — ich meine von Ranke? Sein Stil ist unerreichbar, und nur von ihm kann man sagen, was Fritz Ernst geschrieben hat, dass er der jüngere Bruder Goethes gewesen sei.

Ach, und gar das auftrumpfende Verlangen nach der Zustimmung der Zeitgenossen, das ständige Sichbeklagen über das Publikum, das einen nicht lese. „Zehn Jahre“, schreibt Nietzsche einmal, „und niemand in Deutschland hat sich ein Gewissen daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu verteidigen, unter dem er begraben liegt“ — wie rasch veralten solche Sätze, verwelken solche Behauptungen.

Doktor: Ich dachte neulich einmal, Nietzsche habe eigentlich die Einsamkeit gar nicht geliebt, sein Wunsch sei gewesen, es möchten sich seine Leser, ja die ganze Nation, um ihn herum, an den Grenzen seiner Einsamkeit ansiedeln. Nur zu ihnen wollte er nicht gehen.

Dichter: Vielleicht sind Ihre Gedanken bei dieser Ueberlegung der Wahrheit sehr nahe gekommen. Denn sehen Sie — und hierin können wir vielleicht unser Gespräch zusammenfassen — so unbändig er sich auch gebärde und nach Freiheit verlange, der Dichter braucht wie für sein Werk so auch für sein Leben geordnete Regeln. Um ein Gedicht zu sprechen, braucht man einen Zuhörer (denn der Himmel hat zu weite Ohren) und um einen Roman zu erzählen sogar mehrere. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter und sage, schon zum Schreiben, zum puren Hinschreiben braucht man den künftigen Hörer, und je besser man ihn kennt, desto deutlicher wird man zeichnen. Das Allgemeine erzeugt das Verblasene.

Das ist unsere Lage, und sie ist schwierig. Die grossen Herren sind tot, welche die Racine und Lessing getragen, Herder und Goethe ertragen haben. Uns hat sich dafür ein weites, unabsehbares Feld eröffnet, das Publikum, nach dem sich jene so lebhaft gesehnt haben. Ein anderes Kreuz! Aber wir wollen es mit Hofmannsthal halten: „Die Nation ist nicht dazu da, dass sie bei Lebzeiten Verdienst erkenne und Leistungen belohne; so irdisch waltet sie nicht. Aber es kommt der Augenblick, da sie sich, um zu bestehen, auf das Wesenhafte stützen muss, und auf wen sie sich da stützt, der ist gerechtfertigt und leuchtet für lange.“

Doktor: Sie hatten im Sinn, noch etwas über Wien zu sagen.

Dichter: (stampft mit dem Fuss auf und verschwindet.)

Doktor: (nur mässig erstaunt) So ist es mit den Dichtern.

Stimme: (von oben) So soll es sein!